

# Überforderte Therapiehunde werden krank

Hunde können Depressionen mildern. Sie sind deshalb gefragt, brauchen aber selber kundige Führung. Zwei Fachfrauen für tiergestützte Therapien sagen, weshalb. Von Dorothee Vögeli (Text) und Karin Hofer (Bilder)



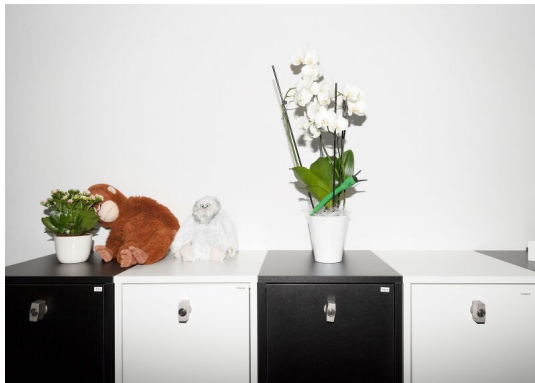
In der tiergestützten Einzeltherapie lernen die Klientinnen und Klienten, Verantwortung für sich und das Tier zu übernehmen.



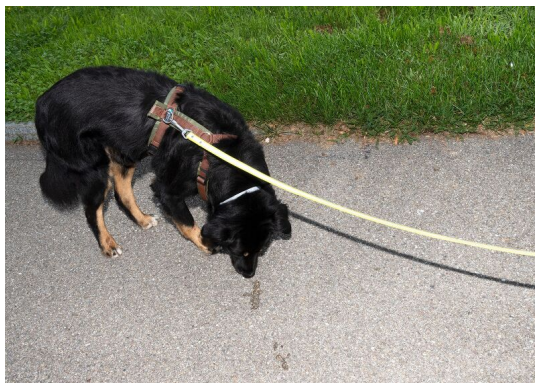
In der tiergestützten Einzeltherapie lernen die Klientinnen und Klienten, Verantwortung für sich und das Tier zu übernehmen.



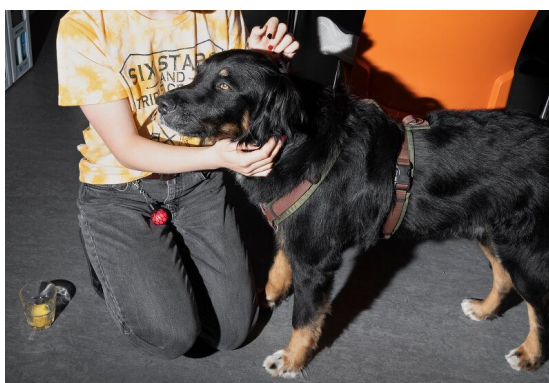
In der tiergestützten Einzeltherapie lernen die Klientinnen und Klienten, Verantwortung für sich und das Tier zu übernehmen.



In der tiergestützten Einzeltherapie lernen die Klientinnen und Klienten, Verantwortung für sich und das Tier zu übernehmen.



Thales ist häufig in der Psychotherapiestation unterwegs. Die Stationsleiterin Mirella Pineroli nimmt ihren Hund stets zur Arbeit mit.



Thales ist häufig in der Psychotherapiestation unterwegs. Die Stationsleiterin Mirella Pineroli nimmt ihren Hund stets zur Arbeit mit.



Thales ist häufig in der Psychotherapiestation unterwegs. Die Stationsleiterin Mirella Pineroli nimmt ihren Hund stets zur Arbeit mit.



Thales ist häufig in der Psychotherapiestation unterwegs. Die Stationsleiterin Mirella Pineroli nimmt ihren Hund stets zur Arbeit mit.

Wacht Anna morgens auf, hört sie meistens Thales durch die Gänge tapsen – und lächelt. Sie liebt sein schwarz glänzendes Fell, seine bernsteinfarbenen Augen. Thales ist eine Mischung aus Sennen- und Wolfshund. Hat die Stationsleiterin Mirella Pineroli Dienst, ist er da. Tritt Anna aus dem Zimmer, steht Thales manchmal vor der Tür und wedelt mit dem Schwanz. In solchen Momenten ist die 16-Jährige glücklich. Würde er an ihr hochspringen oder ihre Hand lecken, wäre sie entsetzt. Nur schon der Gedanke daran lässt sie erschauern. Aber sie weiss, dass Thales all das nicht tut. Seine «Herrin», Mirella Pineroli, hat ihn gut erzogen.

Manchmal begleitet er Anna zum Essraum. Aber nur, wenn er will. Legt er sich lieber hin, ist das zu akzeptieren. Das wissen die Teenager der Psychotherapiestation für Jugendliche und junge Erwachsene der Integrierten Psychiatrie Winterthur – Zürcher Unterland (IPW). Fast alle leiden unter Depressionen und Angststörungen. Im streng strukturierten Klinik-Setting trainieren sie den ganz normalen Alltag. In der Regel bleiben sie sechzig Tage.

### **Ein Hund fragt nicht**

Der Stationshund ist wechselnde Besetzungen gewohnt, Sanftmut gehört zu seinem Wesen. Dass er dennoch laut werden kann, kennen die Jugendlichen von den halbstündigen Morgenspaziergängen in Gruppen, die vor dem Schulunterricht Pflicht sind: Begegnet Thales einem angriffigen Rüden, reagiert er mit tiefem, verärgertem Gebell. In solchen Situationen sind die Teenager froh, Mirella Pineroli dabei zu haben. Ihr gehorcht er immer.

Mauro ist seit einer Woche in der Winterthurer Klinik. Früher hätte er vor Thales Angst gehabt. Weil er aber zu Hause gelernt hat, mit einem Ferienhund umzugehen, streckt er nun zutraulich die Hand nach Thales aus. Wir sitzen im Garten der Adoleszenzstation, zusammen mit Anna und zwei Mitbewohnerinnen. Der Hund lenke sie von ihren Depressionen ab, sind sie sich einig. Mauro sagt: «Ein Hund hat keine Erwartungen. Er fragt nicht. Er ist einfach da.» Kollegen, Geschwister und Eltern wollten hingegen ständig wissen, was mit ihm los sei. «Jetzt rede doch endlich mal!», heisse es stets. Seine Standardausrede lautet: «Ich bin müde.» Mit dem Hund sei er aber innerlich im Gespräch. Dieser spüre, dass es ihm nicht gut gehe. Mauros Mitbewohnerinnen nicken eifrig. Das kennen sie haargenau.

Anna formuliert es so: «Wenn man depressiv ist, fühlt man sich vollkommen leer, von der Welt abgetrennt. Man ist zwar dabei, aber das Leben läuft an einem vorbei. Man sieht auf Social Media Jugendliche im Ausgang, am Strand und denkt: So sollte ich auch sein. Ist ein Hund da, fühlt man sich realer.» Eine Mitbewohnerin sagt lachend: «Thales ist unser Antidepressivum.»

Diese Rolle kann für den Stationshund ganz schön anstrengend sein. Pineroli sorgt deshalb für den «totalen Ausgleich», wie sie sagt. Morgens geht sie mit ihm zu Fuss zur Klinik, abends spaziert sie wieder nach Hause. Auch über Mittag ist sie alleine mit ihrem Hund unterwegs. Ihr Büro ist sein Rückzugsort, den sonst niemand betreten darf. Nachmittags ruht er sich dort gerne aus. Respektieren die Jugendlichen die Auszeit nicht, thematisiert die Pflegefachfrau die mit Depressionen einhergehende Unfähigkeit, auf das Gegenüber einzugehen. «Über den Hund kann ich das Verhalten der Teenager problematisieren», sagt sie.

Pineroli setzt ihren Hund nicht nur als «Familienhund» auf der Station, sondern auch in Einzeltherapien ein. Auf diese Aufgabe hat sie ihn während einer zweijährigen Ausbildung für Gesundheitsfachleute vorbereitet und sich selber zur Fachkraft für tiergestützte Intervention qualifiziert. Diesen Titel, der auch in der Pädagogik oder im Sozialwesen den professionellen Einsatz von Tieren bezeichnet, anerkennt der Berufsverband GTTA (Gesellschaft für Tiergestützte Therapie und Aktivitäten).

Weil die positive Wirkung der tiergestützten Therapie wissenschaftlich belegt ist, gehört sie heute in vielen psychiatrischen Einrichtungen zum Grundangebot. Auch das Kinderspital Zürich arbeitet mit Tieren. In Altersheimen, Schulen, Sozialinstitutionen oder in Gefängnissen sind ebenfalls häufig Hunde im Einsatz. Oft sind ihre Besitzer Laien, die der Verein Therapiehunde Schweiz ausbildet.

Angesichts des unscharfen Begriffs «Therapiehund» gibt es inzwischen auf internationalem Parkett ein Weissbuch. Dieses definiert die diversen tiergestützten Ansätze und formuliert Richtlinien zum Wohlbefinden der Tiere. Die Stossrichtung: Therapiehunde sind nicht bloss Werkzeuge, sondern empfindsame Lebewesen. Tatsächlich verfügen gerade Hunde über grosse sensitive Kräfte. So können zum Beispiel speziell trainierte Assistenzhunde Epileptiker vor einem Anfall warnen oder sie in einem solchen Moment vor Verletzungen bewahren.

### **Auch Tiere mit Symptomen**

Anna freut sich jeweils auf die Therapiestunde mit Thales. Sie findet bei jedem Wetter draussen statt. Anfangs schwitzte Anna allerdings Blut: Pineroli hatte ihr die Leine übergeben mit dem Auftrag, sie und den Hund zum Bahnhof zu führen. Plötzlich musste Anna selber Verantwortung übernehmen, überraschende Begegnungen einschätzen und gleichzeitig den Weg finden. Thales helfe ihr, Stress abzubauen und sich zu orientieren, sagt sie.

Auch mit sozialen Ängsten lernt Anna in der Einzeltherapie umzugehen: Erkundigt sich eine Passantin nach der Rasse von Thales, kann sie inzwischen eine klare Antwort geben. «Mit jeder Erfahrung geht es besser», sagt sie. Nächste Woche kann sie nach Hause. Wie fast alle Teenager der Adoleszenzstation wünscht sie sich einen eigenen Hund. Ihre Eltern werden ihr einen Welpen besorgen. Pineroli rät allerdings meistens davon ab. «Wer in die Schule oder in die Lehre geht, hat wenig Zeit», sagt sie. Vielen sei nicht bewusst, was alles zur Ausbildung eines Assistenzhundes gehöre. Bei Anna hat sie jedoch ein gutes Gefühl. Ihre Eltern hätten sich diesen Schritt gut überlegt.

Manchmal empfiehlt Pineroli als Vorbereitung auf das eigene Haustier eine ambulante tiergestützte Therapie. Auf diesem Gebiet ist Bea Koti eine Pionierin. Die Ergotherapeutin setzte bereits Therapiehunde ein, als in der Schweiz tiergestützte Interventionen noch ein Randthema waren. Als Assistenzhundtrainerin mit eigener Hundeschule begleitet sie zudem Menschen mit psychischen Störungen auf dem Weg zum eigenen Haustier. Spezialisiert ist sie auf posttraumatische Belastungsstörungen.

Kotis Erfahrung: «Fehlt das Klinik-Setting, sind die Klienten in der Regel mit einem Hund völlig überfordert.» Eine professionelle Vorbereitung und Begleitung erachtet die 55-Jährige deshalb als zwingend. Mit Sorge beobachtet sie den durch Corona angeheizten Trend, «Therapeuten auf vier Pfoten» einzusetzen. Dass vermehrt Fachleute ihren Klientinnen und Klienten empfehlen, sich einen Hund zu kaufen, findet sie unhaltbar. Dahinter verberge sich sehr viel Unwissen zur komplexen Beziehung zwischen Hund und Mensch.

Das zeigt sich bereits bei der Auswahl des Welpen. Laut Koti wollen manche Züchter ihrer Käuferschaft weismachen, dass sich gewisse Rassen besonders gut als Assistenz- oder Therapiehunde eignen. «Das ist Unfug. Es gibt kein Hundetherapie-Gen», hält die Ergotherapeutin fest. Seien die neuen Besitzer mit einem angeblich pflegeleichten Welpen konfrontiert, laufe die Situation natürlich schnell aus dem Ruder.

Einen Welpen zu erziehen, ist auch für gesunde Menschen anspruchsvoll. Vielen ist zudem nicht bewusst, wie sehr sich innere Spannungen und Stimmungsschwankungen auf das Tier auswirken. Menschen mit psychischen Handicaps zu verlässlichen Vertrauenspersonen für den Hund auszubilden, sei daher besonders aufwendig, sagt Koti, die sich als «Mensch-Hund-Coach» bezeichnet. Wer stark mit sich selber beschäftigt sei, dem fehle das Sensorium für den kundigen Umgang mit einem Tier.

Jeder gut strukturierte Mensch braucht laut Koti ein bis zwei Jahre, um aus seinem Hund einen sicheren Begleiter im Alltag zu machen und eine tragfähige Beziehung aufzubauen. Bei Menschen mit posttraumatischen Belastungsstörungen, ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung) oder Borderline sei professionelle Unterstützung meistens viel länger angezeigt, sagt sie. Ohne eine gewisse psychische Stabilität, ohne Plan B in Krisensituationen und ohne finanzielle Ressourcen scheitere das Projekt des eigenen Haustiers.

Koti musste schon Hunde umplatzieren, weil die Besitzer minimale Ruhezeiten nicht einhielten. «Therapiehunde werden krank, wenn sie dauernd Stresssituationen ausgesetzt sind», sagt sie. Sie werden überängstlich, verkriechen sich oder reagieren mit Hautausschlägen auf fehlende Rückzugsmöglichkeiten. Manche entwickeln Verhaltensauffälligkeiten, die etwa den ADHS-Symptomen ihrer Besitzer ähneln.

In der ambulanten tiergestützten Therapie lehrt Koti ihre Klientinnen, eigene Stimmungen von denjenigen des Hundes zu unterscheiden. Sie übt adäquate Reaktionen ein, wenn der Hund Aufforderungen der Klientinnen ignoriert oder sich nicht streicheln lassen will. Die Frage lautet: Was muss ich bei mir ändern, damit sich der Hund mir zuwendet? Einem Klienten mit einer sozialen Phobie setzt Koti dann das Ziel, in einem Restaurant einen Kaffee zu bestellen. Im Idealfall funktioniere der Hund wie ein Alter Ego, sagt die Ergotherapeutin. «Der Hund wertet nicht, er nimmt stellvertretend die Angst vor fremden Blicken.»

### «Ich liebe dich»

Einmal besuchte Koti einen Mann ohne ihren Therapiehund und versuchte, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Der Mann mied ihren Blick. Er schaute stumm vor sich hin. Das nächste Mal nahm sie «Devi» mit. Der Mann strahlte. Nun begann er zu sprechen. Seit die Therapie beendet ist, unternimmt der IV-Rentner regelmässig Spaziergänge zusammen mit einem Hundebesitzer, der sich bei einem Besuchsdienst engagiert.

Auch Thales ist ein Türöffner. Aber er ist bereits ein älterer Herr. Was, wenn er stirbt? Mirella Pineroli wird wieder einen Hund auf der Winterthurer Adoleszenzstation einsetzen, wie sie sagt. Dort liegt ein Buch auf. Wer austritt, kann etwas zu Thales hineinschreiben. «Ich liebe dich, ich werde dich vermissen», steht da zum Beispiel. Auf einem Foto liegt ein Mädchen nach einer Selbstverletzung am Boden. Thales hat sich zu ihm hingelegt.